

Leseprobe aus:  
**André Heller**  
**Das Buch vom Sünden**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016







André Heller  
Das Buch vom Süden

Roman

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-05775-3

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

*Für meine schöne und wundersame Mutter,  
Elisabeth Heller, der ich an ihrem 101. Geburtstag  
aus dem Manuskript zu diesem Roman vorlesen  
durfte. Ihr Urteil lautete: »Ich hoffe, du hast all  
dies ursprünglich mit einer Füllfeder geschrieben.  
Die Buchstaben lieben nämlich Füllfeder.«*



## Erster Teil





Julians Vater hieß Gottfried Passauer, roch immer nach Tabak und war Doktor der Philosophie und Zoologie. Wenig im Leben vermochte ihn trauriger zu stimmen als der Ausgang des Ersten Weltkriegs im Jahre 1918, denn damals hatte Österreich die Zypressen verloren. Eine Heimat ohne südliche Landschaft, ohne die sich tausendfach überlagernden Geräusche des Hafens von Triest, ohne die herablassenden Gesten der Kellner in den Weinschenken von Cattaro, ohne die Frühlingsgewitter über dem Gardasee bei Riva oder die seidenbespannten Sonnenschirme eleganter Damen auf den Tribünen der Galopprennbahn von Meran war nicht mehr seine Heimat, und so gab es auf Erden nirgendwo mehr Heimat für den Doktor Passauer. Dass seine geliebten Orte und Gegenden nicht auch der Welt abhandengekommen waren, sondern lediglich Österreich, konnte ihn nicht im Geringsten trösten, denn Grenzen waren ihm in der Seele zuwider. Und, dass man fortan von ihm auf den Wegen nach Abbazia und Fiume einen Pass verlangte und Zolldeklarationen – ihn also ausgerechnet in den vertrautesten Gefilden zum Fremden ernannt hatte, verwandelte seinen Respekt gegenüber den für den Krieg und dessen katastrophalen Verlauf verantwortlichen Kaisern Franz Joseph und Karl derart, dass es ihm zur Gewohnheit wurde, sich mit kleinen fotografischen Bildnissen der Majestäten die Virginiazigarren anzuzünden.

So wuchs Julian mit einem Vater auf, der ein Meister der Melancholien und des unstillbaren Heimwehs war und der trotz all des Glücks, das ihn beruflich zum stellvertretenden Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien und privat zum Haupt einer erstaunlich facettenreichen kleinen Familie bestimmt hatte, doch häufig bei seinen Freunden und Bekannten den Eindruck erweckte, die Traurigkeit sei ein mächtiger eigener Staat und er dessen Botschafter oder zumindest Generalkonsul in Wien. »Nur im Süden ist Rettung«, sagte er bei jeder Gelegenheit, die nach Ratschlägen verlangte. »Ihr habt die Zypressen der Monarchie nicht mehr gekannt. Geht und lebt, wenn irgend möglich, frohen Herzens bei den italienischen oder slowenischen. Alles ist leichter im Süden. Im übertragenen und auch im wirklichen Sinn. Eines Tages wird man wissen, dass sich die Physiker irren, wenn sie behaupten, zehn Kilogramm in Salzburg sind gleich zehn Kilogramm in Assisi. Allein der Gesang der Orpheusgrasmücke, jenes schwarzköpfigen Vogels übermütiger Melodien, könnte das spezifische Gewicht der Dinge in der Landschaft des heiligen Franziskus auf das Erstaunlichste verringern. Zehn Salzburger Kilo wiegen in Assisi wahrscheinlich höchstens ein Drittel. Nur im Süden ist Rettung.«

Diese merkwürdigen Theorien verfehlten auf Julian nicht ihre Wirkung. Das Österreich der Zweiten Republik, in das er kurz nach der Niederringung der Nationalsozialisten geboren wurde, erschien ihm, sobald er es nur einigermaßen kennen gelernt hatte, mit seinen neun Bundesländern als Reich des Bleiernen und des Fröstelns. (Napoleon soll ja einmal seinem Generalstab geklagt haben: »Sechs

Monate Kälte und sechs Monate Winter, das nennen die Älpler ihr Vaterland.« Und Ähnliches meinte wohl auch der alte Graf Eltz, als er im Café Wunderer über das Klima im steirischen Altaussee räsonierte: »Das Gute an den dortigen Sommerfrischen ist, es regnet für gewöhnlich nur zweimal in der Saison: zunächst von Anfang Juni bis Anfang August und dann erst wieder von Mitte August bis Ende Oktober.«)

Immer wieder lebten die Passauer in einer Wolke aus bitterer Sehnsucht, die sich nur während der großen Ferien ganz auflöste, wenn sie, am Abend nach Julians Zeugnisverteilung, in dem nach Kohle und nassen Zeitungen riechenden Schlafwagencoupé nach Venedig fuhren. Die Mama wusste, dass zwischen dem Wiener Südbahnhof und der Endstation Santa Lucia genau 126 größere und kleinere Tunnel zu durchfahren waren, und die ganze Nacht wachte sie, um jeden einzelnen davon mit einem Kopfnicken der Erleichterung zu begrüßen. Sie empfand die Strecke nämlich als musikalisches Phänomen, als reich instrumentierte Partitur, worin Niederösterreich, die Steiermark und Kärnten unterschiedliche elegische Themen bedeuteten, die eins ins andere und zuletzt in das breite Furioso von Julisch-Venetien mündeten. Bei der allgemein bekannten Neigung vieler Eisenbahner zur Unachtsamkeit musste man aber ihrer Meinung nach stets um die sozusagen werkgetreue Ausführung der Strecke besorgt sein. Dies besonders, seitdem sie mehrmals geträumt hatte, dass herrenlose Lokomotiven mitsamt den Waggons imstande waren, bestimmte geographische Abschnitte einfach zu überspringen.

Gottfried Passauer schien die Besorgnis seiner Frau zu

teilen, allerdings in der Variante, dass heimtückische Sadisten den Zug nach Norden umleiten könnten und man des Morgens das Panorama von Göteborg oder Helsinki vor Augen hätte anstatt jenes der wundersamen Stadt in der Lagune. Julian schlief auf der Reise unter diesem Baldachin elterlicher Angespanntheit, und wenn er erwachte, sah er für gewöhnlich einen schnurrbärtigen, in tintenblaues Uniformtuch gekleideten Kondukteur, der behände mit Schokoladesplittern und Zimt bestreuten Milchkaffee und Kipferln, die mit Erdbeermarmelade gefüllt waren, servierte.

Dieses Frühstück bedeutete traditionsgemäß das Ende der österreichischen Enge und breitete vor den Passauern eine Region aus, worin des Vaters Weltbild seiner Überzeugung nach allgemeine Anerkennung genoss. Denn er dachte, dass die bei klarem Verstande seienden Bewohner des Südens durchaus wussten, dass sie im eigentlichen Sinn nicht auf Erden lebten, sondern in einem auf unbestimmte Dauer herabgesunkenen Teil des Himmels.

Jeweils zwei Sommer wohnte die Familie, um die Kosten niedrig zu halten, in einer kleinen Pension mit Blick auf die Accademia-Brücke nahe der Zattere. Dafür leistete man sich jeden dritten Sommer ein geräumiges Zimmer im Grand Hotel des Bains. Nachdem die Koffer ausgepackt waren, führte der erste Weg stets zum Strand des Lido, wo sie die letzten Meter zum Adriatischen Meer Hand in Hand liefen. Dann wurden Schuhe und Socken ausgezogen, und als ob die Füße Verdurstende wären, traten sie ins Wasser, und wer als Erster eine makellos schöne Muschel fand, durfte sich während der ganzen Ferien Primus nennen.

Österreichs Beamte, so wird oft gesagt, haben weitaus mehr Rechte als Pflichten. Ihre berufliche Haupttätigkeit liege im kunstvollen Verlangsamten des Aktenflusses und der Verschleppung wichtiger Entscheidungen. Für diese Kaste, deren Glaubensbekenntnis der Protektionismus sei, wird durch Vermischung von Privatem und Amtlichem allerdings beinah alles möglich im Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Voraussetzung für das Inkrafttreten der Protektion und ihres ausführenden Verhaltens, der Intervention, ist die Zugehörigkeit zu einer sogenannten Gesinnungsgemeinschaft, worunter von den Religionen bis zum Kegelklub und von den Parteien bis zum gemeinsamen Fleischhauer nahezu alles firmieren kann.

Julians Vater hatte von jeher all diesen Vereinigungen und deren Ritualen entsagt. Weder als Vorgesetzter noch als Beamter kannte er ein anderes Prinzip als jenes der Korrektheit plus, wie er es formulierte, »ein paar größere Brösel Gütezuschläge für arme Teufel«. Seine Mitarbeiter waren von ihm streng nach ihren Fähigkeiten und nicht nach Proporzgesichtspunkten ausgewählt, und dieser Umstand trug entschieden zum guten Ruf bei, den das Wiener Naturhistorische Museum, zumindest während der fünfziger und sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, weltweit in Fachkreisen genoss. Manche fragten sich zu Recht, ob Gottfried Passauers Untadeligkeit nicht eine Verhütungsmaßnahme für jedwede Staatskarriere hätte bedeuten müssen. Und tatsächlich lag sein Aufstieg in einem Irrtum begründet.

Der Bundeskanzler Leopold Figl hatte ihn nämlich für den Bruder eines steiermärkischen Volksparteigranden

und Bauernbundfunktionärs namens Albrecht Passauer gehalten, der in Wahrheit mit Julians Familie weder verwandt noch bekannt war. Durch diese Verwechslung beflügelt, verfügte er an einem nebeligen Oktobertag des Jahres 1946 die Berufung des Dr. Gottfried Passauer auf den Posten des durch Entnazifizierungen vakant gewordenen Ersten Direktors des Instituts. Zunächst kommissarisch! Als Figl acht Wochen später anlässlich einer Gefälligkeit, die er sich von Albrecht Passauer mit Hinweisen auf die Projektionierung seines Bruders erbitten wollte, den wahren Sachverhalt erfuhr, degradierte er Gottfried Passauer, um Aufsehen zu vermeiden, zum nichtkommissarischen Vize-Direktor, was dieser bis zu seinem Herztod mit 76 Jahren am Abend des 12. August 1971 auch blieb. Zeit seines Lebens erfuhr er niemals von jener für ihn so günstigen Verwechslung, und Julian wusste davon auch nur, weil ihm ein pensionierter Sektionschef des Unterrichtsministeriums beim Leichenschmaus nach seines Vaters Begräbnis am Hietzinger Friedhof den Sachverhalt aufgedeckt hatte. («Manchmal geschieht auch in Österreich das Richtige«, sagte der Graf Eltz, »aber leider fast immer unabsichtlich.«)

Gottfried Passauer hatte sich dereinst für eine Dienstwohnung mit geringem Komfort, aber einzigartiger Umgebung und Aussicht entschieden. So wohnte die dreiköpfige Familie in sieben parkseitigen, ehemaligen Dienerzimmern des obersten Geschosses von Schloss Schönbrunn, der habsburgischen Sommerresidenz zu Wien. Die mit einer irritierenden, vom Wohnungsherrn gewünschten Mischung aus barockem und Kolonialstil dekorierten Räume waren un-

tereinander nicht verbunden und lediglich über einen breiten Gang zu erreichen, der aus nichts als Kühle gemauert zu sein schien.

Das Elternzimmer hatte ein Doppelbett aus dem Besitz des Prinzen Eugen, denn Möbel aus dem Bundesmobiliendepot standen höheren Beamten jederzeit ebenso zur Verfügung wie zweitklassige Gemälde aus den Staatssammlungen. Daneben befand sich das einzige Bad. In weiterer Folge: der sogenannte Arbeitssalon, die Bibliothek, das Speisezimmer, die Küche und als Abschluss das Kinderzimmer. Von seinem Diwan aus konnte Julian selbst noch im Liegen den Hügel mit der Gloriette sehen. Er vermutete, dass sie die steinerne Hülle eines großen Geheimnisses war, eventuell ein wienerisches Taj Mahal für eine, der Öffentlichkeit geheim gebliebene, Liebe der Kaiserin Maria Theresia, oder sie barg die, vermeintlich verschollene, heilige Bundeslade der Juden, von der ihm sein Vater erzählt hatte. Am wahrscheinlichsten schien ihm allerdings, dass sich unter dem Gebäude ein samtausgeschlagener Kreißsaal befand, in dem die Engel ihresgleichen gebaren. Es kam nämlich vor, dass an Augustabenden ein Summen, wie das Musizieren einer monströsen Hummelversammlung, aus Richtung der Gloriette an Julians Ohr drang. Aber es war ihm unmöglich, jemand Zweiten zu finden, der dieses Phänomen hören konnte.

Unter Julians Fenster breiteten sich Rabatten aus, die auf dem weiten, Hauptparterre genannten Platz zwischen Prunkstiege und Neptunbrunnen von März bis Oktober ein vielfarbiges Blüten- und Blättermuster schufen. Dazwischen, auf Kieswegen, flanierten tagsüber und bei jedem



Wetter stauende Menschen aller Nationalitäten und Hautschattierungen. Brunnenfiguren spien im Wind zerstiebende Fontänen in die Luft. Marmorne Schäferinnen, Faune und Götterboten schmiegteten sich in Nischen, die rotbeschürzte Gärtner in die hohen, beinahe lückenlos vernetzten Hainbuchen schnitten. Manchmal konnte Julian von all dem stundenlang nicht den Blick abwenden, als zeigten sich ihm längst entschwundene Bilder einer unvergleichlichen *Laterna Magica*.

Seine Mama nannte dies »das nützliche Entrücktsein meines zaubrischen Sohnes«, und sie löste ihn daraus für gewöhnlich, indem sie ihre Arme sanft von hinten um ihn schlang und Wange an Wange, leise pfeifend, für zwei oder drei Minuten ihren und seinen Oberkörper hin und her wiegend, ebenfalls in den Park schaute. Dann drehte sie Julian an den Schultern aus der Traumverlorenheit in die Dämmerung des Zimmers und gab ihn mit einem Lächeln der Wiener Wirklichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts zurück.

Das Schauen in die Kraft von Schönbrunn, die abendlichen Spaziergänge darin, kündeten von einer Klarheit und Unbestechlichkeit, die Julian jenseits der Alleen und Rosengärten, jenseits des sich in Fischteichen verdoppelnden Wildgänseflugs oder des unter seinen Schritten zerbrechenden Laubes lange vergeblich suchte. Nur der Duft in den Haaren seiner Mama, der von den mit Kampferöl beträufelten Polstern ihres Schlafzimmers herrührte, war ebenfalls dem Idealen zugehörig und in schlimmen Nächten seine einzige Zuflucht vor den Folterungen durch das verzweifelte Brüllen, Fauchen und Heulen der im nahen

Zoo eingekerkerten Tiere. In ihren Träumen sehen die Panther und Seelöwen, Eisbären, Dromedare, Zebras, Paviane und Krokodile nämlich die weiten Erd- und Wasserlandschaften ihrer Heimat. Sie spüren auf ihrem Fell Regen aus dem Gangesdelta, arktische Eisstürme, sich überschlagende Wellen des Pazifischen Ozeans oder das dichte Treiben glimmenden Wüstensandes, und eine schneidende Sehnsucht bemächtigt sich ihrer und zwingt sie, Anklagen zu erheben, die das Gemüt des Geistes rühren sollen, dem die Geschicke der niederen Kreatur anvertraut sind.

Aber jener Geist, wenn es ihn denn gibt, war zumindest in Julians Kindheit und Jugend taub und blind. Denn die Tiere flehten viele Nächte, und Morgen für Morgen öffneten sich trotzdem die Tore der ehemaligen habsburgischen Menagerie, um Schaulustigen das Vergnügen zu bieten, Elefantenrüssel mit Zehngroschenstücken zu füttern, ein Nashorn »Karliburli« zu rufen oder Lamas als vorbeugende Maßnahme anzuspucken. Julian verfluchte die Gefängnisgehege rund um den freskenverzierten barocken Frühstückspavillon des Herrschers mit der gleichen Inbrunst, wie er vor dem Einschlafen für den Schutz des Kastanienalleen überragenden Palmenhauses mit seinen botanischen Wunderkammern betete. Es beherbergte ja im dritten Abschnitt den sogenannten Tropensaal, den südlichsten Süden seiner wienerschen Umgebung. Dort bewunderte man den chilenischen Jasmin mit seinen herzförmigen Blättern, die blauen Blüten der Passionsfrucht Brasiliens und die lila Glocken des mexikanischen Rhodochiton. Auch eine Dupreziana-Zypresse gab es, von denen damals weltweit nur mehr zwölf oder dreizehn Exemplare

in den Tassili-Bergen der Sahara überdauert hatten. Die dichten weißen Blütentrauben der westasiatischen Azarole wuchsen neben fleischfressenden Pflanzen, Kokospalmen und dem dramatischen Rot des australischen Fackelgingers.

Julians Vater besaß für die heißen und feuchten Gewächshallen einen eigenen Schlüssel, der es ihm und seiner Familie ermöglichte, auch außerhalb der Besuchszeiten auf jenen weißen englischen Holzbänken zu sitzen, die zwischen 9 und 17 Uhr 30 vor allem Asthmatiker und Keuchhustenkranke zur Linderung ihrer Beschwerden beanspruchten. So verbrachten die Passauers manche Silvesternacht oder Mamas Geburtstagsabend am siebenten Februar inmitten von Gerüchen aus modernder Rinde und der schweren Süße der Tuberosen, die ein Merkmal des Regenwaldes sind, während draußen vor den Scheiben aus gewölbtem Glas häufig der Schnee die Taxishecken in abstrakte Skulpturen verwandelte.

Es waren diese innigen Stimmungen, die Julian ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu seinen Eltern lehrten. Sein Vater erzählte dann von Expeditionen, die er in Zonen des Äquators und nach Indien unternommen hatte, auch vom Prasseln der Viktoria-Wasserfälle, das ihn an fernes Mündungsfeuer erinnerte, von rosa wogenden Flamingokolonien am Rande des Ngorongoro-Kraters oder davon, dass ein einziger Tiger in der Wildnis ein Revier von vierzig Quadratkilometern benötigte, um würdevoll zu überleben.

Die Mama und Julian schauten einander während dieser Erzählungen oft minutenlang in die Augen, als sehe man im anderen das Licht am Ende des Tunnels, der in das gelobte Land führte. Sie dachte dann: »Wie ich ihn liebe.

Den Gottfried liebe ich auch, aber wie etwas im Großen und Ganzen Erreichbares. Der Julian aber ist aus Molekülen der Ferne gebaut. Zu ihm werde ich immer unterwegs sein, ohne je anzukommen.« Und er dachte: »Danke, lieber Gott, dass es die Mama gibt. Ich darf vor dem Mittagessen nie vergessen, ihr zwei Löffel Lebertran zu holen, damit sie gesund bleibt und Walzer tanzen kann.«

Zu Julians größten Vergnügungen zählte neben dem Lesen, das ihm sein Vater bereits vor Beginn der Schulzeit beigebracht hatte, und dem Spielen des Cembalos unter Anleitung des aussichtslos in seine Mama verliebten Herrn Professors Mailath das Zeichnen von erfundenen Landkarten und Stadtplänen. Mit neun hatte er sich bereits einen Privatatlas mit 127 Ländern auf 31 Kontinenten geschaffen. Dazu Flaggen, Wappen und auch Nationalhymnen. Letztere, die einander ziemlich ähnelten, sang er eines Abends mit solcher Beharrlichkeit immer und immer wieder, dass ihm sein Vater ohne Vorwarnung die üppige Blüte einer Pfingstrose in den Mund stopfte. Dies war die gewaltsamste Handlung, zu der sich Gottfried Passauer seinem Sohn gegenüber je hatte hinreißen lassen, und den ein wenig werthafteren Geschmack der Blütenblätter konnte Julian sich noch Jahre später in Erinnerung rufen.

In jener Zeit war Julians Lieblingsfreund der kleine Wolfgang Amadeus Mozart. Zwei Stockwerke unter seinem Zimmer fand ja am 13. Oktober 1762 die heitere Begegnung zwischen dem Kindwunder und der kaiserlichen Familie um Maria Theresia statt, und Gottfried Passauer glaubte

daran, dass die Töne, die damals durch Mozarts Finger dem Hammerklavier entströmt waren, das Mauerwerk des Schlosses für immer mit einem Firnis überzogen hatten, der gegen Hörverlust schützte und die Grundlage der guten Träume bildete, die viele, die in Schönbrunn wohnten oder als Gäste schliefen, stets als so erfrischend lobten.

Julian nahm Mozart als für andere unsichtbaren, aber für ihn durchaus wirklichen Spielkameraden und Berater in sein Leben. Auf den Erkundungen im Park oder in den verwinkelten Haupt- oder Nebengebäuden der Sommerresidenz war er ihm ebenso idealer Begleiter wie bei Besuchen im nahen Technischen Museum, das die von Igo Etrich entworfene Taube, eines der ersten Luftfahrzeuge, barg, mit dem die Freunde in Gedanken bis Mandalay und Tahiti flogen, um die Musiken der Eingeborenen zu studieren. Julians Mozart stotterte ein wenig, sein kurzes braunes Haar unter der weißen Zopfperücke schien klettenübersät, und er kleidete sich in etwas, das an einen leichten Mantel aus zahllosen Briefmarken erinnerte, nur dass jedes der bunten Fleckchen eine Melodie war, die erklang, wenn man sie berührte. Bis zum zehnten Jahr wuchsen die beiden miteinander auf, dann, an einem 21. August, während eines Wettschwimmens im Meer vor dem Lido Venedigs, legte Mozart den Mantel ab, und Julian empfand mit großer Klarheit, dass sein Kamerad versank, hinab zu den Gärten des Poseidon und den Vielgestalten der Wasserbürger, und er schrie ihm noch nach: »Ich brauche dich! Bitte bleib!« und wusste doch Augenblicke später, dass er jetzt zum ersten Mal und unwiderruflich die Erfahrung des Verlassenseins besaß.

Julians Zuhause war wohlbehütet in dem Sinn, dass nicht Lieblosigkeit, Gemeinheit und Schikaniererei ihn bedrängten. Seine Eltern verkehrten mit interessanten und interessierten Menschen, und zu seines Vaters Freunden zählten sogar zwei echte Abenteurer. Der eine hieß Hugo Cartor, beherrschte neun Sprachen und hatte als Teehändler in Kaschmir gearbeitet, wo Gottfried Passauer ihm 1937 während einer Forschungsreise begegnet war. Der andere wirkte geschlechtslos, unproportioniert und besaß eine unter Lebendigen für gewöhnlich rare Gesichtsblässe, die zusätzlich fünf Warzen verunstalteten. Sein Name war Grabowiak. Ein Ausnahmetalent ließ ihn mit schlafwandlerischer Sicherheit in den Wüsten Afrikas oder Chinas, auf den Hochplateaus Boliviens oder Perus, in den Klüften der Rocky Mountains, also überall, wohin ihn seine Vorahnung trieb, jene schwarzen oder grauen Meteoritenbrocken finden, die in aller Welt unter Steinsammlern so begehrt waren, weil sie Reisen hinter sich hatten, die Irdischen verwehrt blieben. Grabowiak schwieg zumeist, und wenn er sich zu einem Wort oder sogar Satz hinreißen ließ, so sagte er: »Danke!« oder »Danke, dass ich hier geduldet bin.« Die Mama antwortete dann: »Sie sind nicht geduldet, sondern sehr willkommen.« Und Gottfried Passauer bemerkte einmal: »Der Grabowiak ist nicht, weil er schweigt, ein Philosoph, sondern obwohl er schweigt. Würde er seine Gedanken erzählen, könnte jeder bemerken, dass er genialisch ist.« So begegnete Julian dem Warzenkönig, wie ihn der Graf Eltz nannte, stets mit äußerster Ehrfurcht, aber ohne den geringsten Beweis, dass seine Einschätzung den Tatsachen entsprach.

Hugo Cartor war nach seiner kriegsbedingten Internierung als feindlicher Ausländer in Indien und, nachdem er ab 1946 im Michaeler-Durchgang zu Wien ein kleines Tee-geschäft betrieben hatte, ebenfalls zum Sammler geworden. Und auch er arbeitete mit schlafwandlerischer Sicherheit, nur dass er nicht Gesteinsbrocken, sondern Frauen, oder wie Julians Vater zu sagen pflegte, Frauenzimmern auf der Spur war. Die Passauers hatten es sich zur Tradition gemacht, an jedem zweiten Monatssiebzehnten abends den Berichten des »Hauswüstlings«, wie Cartors Spitzname familienintern lautete, zuzuhören. Mit ruhiger, ein wenig heiserer Stimme entwickelte er stets ein erotisches Panorama, worin vom Dienstmädchen bis zur Ministersgattin, von der Studentin bis zur Pensionistin all jene Platz fanden, die sehnsüchtig genug waren, um sich diesem Endvierziger mit dem Aussehen eines Abbés, wie sie in den Musketierromanen Alexandre Dumas' französischen Prinzessinnen als intrigante Vertraute dienen, hinzugeben. Hugo Cartor war keiner, der mit seinem Casanovatum renommierte, aber die Abende in Schönbrunn bildeten eine Form von verbalem Aderlass, der für die Gesundheit seines Geistes unerlässlich schien. Die Geständnisse vor den Passauers brachten dem Täter allerdings jene Art von Absolution, von der die meisten Beichtkinder vergeblich träumen: nämlich die dringende Aufforderung, seine Sündenfälle fortzusetzen. »Leben Sie tüchtig aus, was die Privilegien unabhängiger Junggesellen sind, mein Lieber, aber vergessen Sie nie, dass auch im Flüchtigsten Leidenschaft sein sollte«, sagte Gottfried Passauer häufig am Ende dieser Zusammenkünfte. Es wäre ihm übrigens nie in den Sinn gekommen,

seinen Sohn von den Cartorschen Schilderungen auszuschließen, denn er und seine Frau unterstützten durchaus die Regel des Grafen Eltz: »Einem begabten Kind darf man jede Wahrheit zumuten, aber keine einzige Lüge.«

So hörte Julian denn, hellwach und zumeist verwundert, unter anderem von der Vorliebe eines Fräulein Wildhammer für nicht allzu feine Konversationen auf Altgriechisch, dem Verlangen einer Zahnarztwitwe aus Magdeburg nach intimen Abreibungen mit Kürbiskernöl sowie von einer Amtsrätin der städtischen Wiener Wasserwerke, die ihre Schäferstunden ausschließlich am Dachboden des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder veranstaltete. Und er begriff früh, dass jenes Wienerlied Recht hat, das fröhlich verkündet: »Ja, auf der Leimgruabn und auf der Wiedn, da san die Gusto halt verschiedn.« Welche besonderen Eigenschaften aber Hugo Cartor im Speziellen und den Männern im Allgemeinen überhaupt Erfolge bei Frauen beschieden, begriff Julian damals und noch lange nicht. Er fürchtete allerdings, dass es damit zu tun haben konnte, dass Cartor stets schwarze Rollkragenpullover trug und einen ebenso schwarzen großen Königspudel namens »armer, dummer Ribbentrop« sein eigen nannte, und gleichzeitig hoffte er inständig, dass Geheimnisvolleres dahinterstecken möge, etwas, das Nähe zu Musik, Lachen, Wohlgerüchen und jenen betörenden Mondauftritten besaß, die er von klaren Sommernächten über Schönbrunn und Venedig kannte.

Dann gab es noch oder vor allem den Grafen Eltz, einen ehemaligen Weltklaseschwimmer, dessen ererbter Wohlstand und ganz aus eigener Kraft geschaffene exzentrische



Originalität ihm eine Nonchalance und Grandezza verliehen, dass er unter Durchschnittsmenschen wie ein unvermittelt aus der Ebene aufragender, wolkenumströmter Kilimandscharo wirkte. »So etwas wie ich, werte Freunde, wird nicht mehr erzeugt, und es gibt bedauerlicherweise dafür auch keine Ersatzteile mehr«, pflegte er sich selbst wahrheitsgetreu zu beschreiben.

Einmal, als sich Julian nach des Grafen Befindlichkeit erkundigte, hatte dessen Antwort gelautet: »Mein Lieber, ich durchleide gerade das metallene Zeitalter: die Haare Silber, die Zähne Gold, die Füße Blei.« Mit Gottfried Passauer verband den Grafen Eltz ein Ekel vor dem, was aus Österreich seit Beginn des Ersten Weltkrieges geworden war, und das stets wache Interesse, ein Gespräch über Tiere zu führen, vorausgesetzt es handelte sich um, wie er es nannte, *big game*, also Elefanten, Nashörner, Löwen, Büffel, Impalas, Giraffen und Warzenschweine, die man in Kenia, wo er eine ausgedehnte Kaffeefarm besaß, mit möglichst nur einem einzigen Schuss, denn alles andere galt ihm als Schande, erlegen konnte.

Zu Gottfried Passauers 58. Geburtstag spendierte ihm der Graf eine sogenannte achttägige Sandkur. Das heißt, sie reisten zu zweit in die marokkanische Sahara, errichteten sich mit Hilfe einiger Tuaregs ein Zeltlager, schliefen darin während der Hitzestunden und beobachteten nachts auf einer Decke liegend von einer hohen Düne aus das überwältigende Sternenangebot.

Ab und zu sorgte der Graf Eltz für einen Menschenauflauf, indem er an der Barockfassade seines Wiener Palais im Ersten Bezirk mit Eispickel, Steigeisen und Seil

Kletterübungen absolvierte. Als weitere Leidenschaft beschäftigte er sich mit etwas, das in krassem Gegensatz zu seiner schwergewichtsboxerhaften Erscheinung stand: dem Blumenbinden. Die Bouquets, die er Julians Mama bei jedem Besuch überreichte, waren von einer abwechslungsreichen Raffinesse und Duftopulenz, die zumindest in Wien ihresgleichen nicht fanden. Ihre Stiele umwickelte der Graf mit zopfartig geflochtenen Seidenbändern, die als Abschluss in Kurrentschrift gemalte Lobpreisungen der Empfängerin trugen, aber die merkwürdigste seiner Marotten bestand aus dem umfangreichen Sammeln selbstfotografierter Penisse asiatischer und afrikanischer Herren. Gelegentlich legte er daraus den Passauers nach dem Nachtmahl besondere Prachtexemplare zur Beurteilung vor. Es war aus Julians Sicht schwer, vom Grafen Eltz nicht begeistert zu sein.

Bei seinem Eintritt in die öffentliche Volksschule am Hietzinger Platz entdeckte Julian, dass fünf von sieben Mädchen seiner Klasse weniger schmutzige Fingernägel hatten als die Buben, dass die Frau Lehrerin zu allen Jahreszeiten jeden Tag ein Dirndl trug, dass der Schulwart Robitschek hieß und, wenn er gut gelaunt war, mit zwei Tafelschwämmchen und einem Kreidestück jonglieren konnte. Während des Unterrichts beobachtete Julian gerne, wie unterschiedlich seine Mitschüler waren, welche groben und feinen Nuancen an Nasen, Ohren, Händen und Gesichtsschnitten es gab, an Stimmfärbungen und Arten, sich zu bewegen, und es begann ihn zu beschäftigen, was die Arbeitsmethoden und Inspirationen desjenigen sein mochten, den

sie *den lieben Gott* nannten und der sich angeblich die Formen und Schicksale jedes Einzelnen ausdachte.

Der für die Religionsstunden zuständige Kaplan Gregor von den Klosterneuburger Chorherren erzählte manchmal vom freien Willen, es war Hochwürden jedoch nicht gegeben, festlegen zu können, wo das unbeeinflussbare Schicksal begann und der freie Wille endete. Die ganze Welt schien aus merkwürdigen Zusammenhängen zu bestehen und das Wunder des Lesens und Reflektierens eröffnete Julian viele davon, aber hinter jeder Einzelheit, die er zu verstehen glaubte, lauerten Hunderte neue Rätsel. Was war Traurigkeit? Wohin ging das Licht, wenn es ausging? Wieso kehrten Sommer, Herbst, Winter und Frühling immer wieder, auch der 11. Juli oder der 27. November und niemals mehr das Jahr 1952? Wieso kam es, dass man Tag und Nacht automatisch atmete, und wenn es einem bewusst wurde, verfiel man in Erstickungsanfall?

Das größte Rätsel von allen war allerdings die Liebe. Weshalb konnte eine stumme Begegnung von wenigen Augenblicken mit der Gusti Tardik aus der 2B ihm fast alle sonstigen Interessen verdrängen? Wieso war ihr Lächeln ihm für einige Monate wichtiger als die Aussicht auf die Gloriette und den Neptunbrunnen und das vierhändige Klavierspiel mit der Mama? Wie konnte es sein, dass die Gusti mächtiger als Hunger war oder der Wunsch, seine Augen in die an Geheimnis und Schönheit so reichen Illustrationen zu *Tausend und einer Nacht* des Malers Edmund Dulac zu versenken? Und wie war es andererseits möglich, dass ihm die Gusti von einer Sekunde zur anderen, nachdem sie in der Pause im Schulhof mit dem Fuß nach

einer Katze getreten hatte, die sich an ihre Wade schmiegen wollte, völlig bedeutungslos erschien? Julian begriff, dass das Leben mit Sicherheit nicht langweilig war.

Das Wien von Julians Kindheit hatte außerhalb des Schönbrunner Parks etwas Düsteres. Häufig sah man zerbombte oder beschädigte Häuser. Viele Gebäude waren noch mit einer ekelhaften grünen Tarnfarbe gestrichen, und die Kleidung der Passanten war fast ausschließlich schwarz, braun, dunkelblau oder grau. Die Männer trugen Hüte oder Kappen und die Frauen Hüte oder Kopftücher. Abends wurden in den Gassen die flackernden Gaslaternen angezündet, und die elektrischen Lampen der Hauptstraßen warfen ein Licht, das anämisch wirkte, wie die Kinder, an die in den Schulpausen gratis Milch verteilt wurde. Man begegnete zahllosen Invaliden, und in den Gesichtern und Gesprächen war der Krieg gegenwärtig.

Wenn Gottfried Passauer von der Hitlerzeit sprach, verglich er die Zustände mit dem Auftauchen von Hunderttausenden Alligatoren, Vogelspinnen und grünen Mambas inmitten bis dahin relativ humaner Umstände: »Und während du dir noch die Augen gerieben hast, war die Zivilisation abgeschafft.« Einmal widersprach ihm seine Frau: »Was du die Bestien nennst, war einfach von jeher ein Teil der sogenannten Zivilisation. Immer hat es bei uns und überall das Widerliche, das Haltlose, das Sadistische gegeben. Wir haben nur mit offenen Augen geträumt und ihm nicht die völlige Oberhand zugetraut. Die meisten von Menschen ausgelösten Katastrophen entspringen im Grunde einem Mangel an Phantasie und Vorstellungs-

vermögen. Daher bitte ich dich, Julian, denke voraus!« Der Vater sagte zu ihr fast unhörbar: »Ich glaub', es genügt völlig, wenn er wirklich liebt.«

Julian verursachte dann einige Tage später im Heimatkundeunterricht einiges Aufsehen, weil er die Meinung vertrat, dass Österreich nur deshalb noch immer von den Russen, Franzosen, Amerikanern und Engländern besetzt sei, weil die Bevölkerung sich und andere nicht genügend wirklich liebte. Der Graf Eltz übrigens meinte, dass Politik die hohe Kunst darstellte, absolut niemals aus Fehlern zu lernen. Und für Julians Vater hätte wohl nur derjenige heimische Politiker Anspruch auf Achtung gehabt, dem es gelungen wäre, Vorarlberg gegen Istrien einzutauschen oder wenigstens Attnang-Puchheim und Amstetten gegen Lucca in der Toskana.

Julian wiederum stellte sich jahrelang unter Politik ein ununterbrochenes Tellerklirren und starken Essensgeruch vor, denn in den Prunkgemächern des Schlosses fanden die Festmahle und Staatsempfänge für alle offiziellen hohen Besucher Wiens statt. Dann stiegen die Küchendämpfe durch die Korridore empor zu den Passauern, und sie hörten die Strauß-, Lanner- und Ziehhermelodien, die Virtuosen als Tafelmusik darboten. In solchen Nächten war an Schlaf nicht zu denken. Man schien in einem gewaltigen gemauerten Bienenkorb voll der Frack und Abendkleid tragenden Drohnen zu leben. Und tatsächlich war auch hier der Mittelpunkt eine Königin oder zumindest so etwas Ähnliches, das Präsident oder Minister oder Marschall oder Thronfolger oder Kardinal hieß. Die Mama und Julian betrachteten bei diesen Anlässen stets von einem Gangfenster aus

durch Operngläser die Auffahrt der Staatskarossen sowie das Aus- und Einsteigen der Geladenen. Gottfried Passauer fand derlei Neugier tief unter seiner Würde und war überhaupt entsetzt, dass die Anhänger der Republik zunächst wütend die Monarchie abgeschafft hatten und jetzt in den Repräsentationsräumen der Habsburger selbst Hof hielten. (»Wer nicht weiß, dass man eine Feststiege hinauf zu schreiten hat und nicht zu schlurfen oder dass man beim Handkuss nur einen Kuss andeutet und nicht gleich die Prätzen der Dame abschleckt, soll sich tunlichst von Schlössern fernhalten«, sagte der Graf Eltz einmal erschrocken beim Anblick des Generalsekretärs des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.)

Wenn jemand in der Familie fieberte, übermäßig hustete oder in anderer Form unpässlich war, erschien der Hausarzt Doktor Kundratiz und sagte beruhigende Sätze wie: »Neunzig Prozent aller Herzinfarktalarne sind nichts als verschlagene Winde« oder »Erbrechen heißt nur, dass der Körper weiß, was er zu tun hat, um uns zu nützen. Also herzliche Speibgratulation, lieber Julian!« Ehe er bat, den Oberkörper frei zu machen, um den Rücken mit den Fingern abzuklopfen und die Abhörkünste des Stethoskops zu zelebrieren, wusch er sich die Hände mit heißem Wasser, damit es für den Patienten keine Unannehmlichkeit durch kalte Berührungen gab. Als Heilmittel verschrieb er Pharmaka wie Apfelkompott, Mühle spielen oder, in besonders giftigen Anwandlungen, eine Kopfwehtablette mit einem Stück Leukoplast über der schmerzenden Stelle zu befestigen. Vor allem aber kritzelte er auf Rezeptblöcke

Gedichte von Ricarda Huch und Shelley, Rilke und Rimbaud, mit Vorliebe auch solche seines Arztkollegen Gottfried Benn, die der Patient morgens, mittags und abends laut lesen sollte oder am besten auswendig lernen, als dadurch unverlierbares Inventar der persönlichen Apotheke. So lautete eine der frühesten lyrischen Zeilen, die Julian bei passenden und unpassenden Gelegenheiten einzustreuen vermochte: »Es gibt Melodien und Lieder, die bestimmte Rhythmen betreuen, die schlagen dein Inneres nieder und du bist am Boden bis neun.«

Gottfried Passauer bestand darauf, dass die Genesungserfolge des Doktor Kundratiz um keinen Deut geringer wären als jene konventioneller Schulmediziner.

Manchmal durfte Julian seinen Vater auf dessen spät-abendlichen Kontrollgängen durch das Naturhistorische Museum begleiten. Dann, wenn es besucherleer und bis auf zwei Nachtwächter und den Portier überhaupt von allen Menschen verlassen war, glich es einer tragischen steinernen Arche Noah. Denn das Getier war ausgestopft oder in Formaldehyd eingelegt oder mumifiziert, und die Mineralien ruhten unbeweglich in sich selbst. Julian dachte lange Zeit: »Das Tote ist tot.« Aber Gottfried Passauer erklärte ihm, dass auch das Tote noch eine Sprache besitze und überhaupt jeder Gegenstand Geschichten erzählen könne und dass es sein Beruf und seine Berufung sei, diese Mitteilungen zu verstehen. Am liebsten höre er den ehemaligen Meeresbewohnern zu – den Fischen, Langusten, Seesternen, Kraken, Quallen, Korallen und wie sie alle hieß. Nie vergaß Julian die Stunde, als ihm sein Vater zum

ersten Mal ein Tritonshorn ans Ohr gehalten hatte und er vernehmen konnte, wie darin tatsächlich das Rauschen des Meeres gefangen schien. Als er zu seinem siebenten Geburtstag ein besonders wohlgestaltetes Exemplar dieser Art erhielt, lebte er fortan in dem Glück, zuhause von der Stimme der Ozeane nie weiter als ein paar Schritte und eine Handbewegung entfernt zu sein.

Ein Tag erobert von der Farbe Grau war es, mit einem Himmel, als hätten ihn Handwerker mit Zinnplättchen vernagelt. Darunter reisten Spatzen und Krähen und vermischteten sich immer wieder, ebenfalls grau in grau, mit dem Rauch der Schornsteine, dem die Kälte die Anmutung von felsiger Schwere gab.

»Zieh dir deine Schnürsamtjacke an«, sagte Gottfried Passauer zu seinem Sohn, »wir müssen zum Südbahnhof.«

»Anfang des Jahres und mitten in der Schulzeit nach Venedig?«, wunderte sich Julian.

»Nein, etwas ganz anderes. Es gibt Ereignisse, die man, besonders wenn sie relativ in der Nähe stattfinden, nicht versäumen darf. Du sollst etwas erleben, an das du dich noch in fünfzig Jahren genau erinnern wirst.«

Der Südbahnhof war in diesen Märzstunden 1953 wie ein gewaltiges Leck, aus dem mit großem Druck Verwirrendes in die Stadt floss. Dieses war von der Dampflok gezogen in Passagiercoupés dritter Klasse sowie in Pack- und Viehwaggons von weither nach Wien gerollt. Zu seiner Begrüßung bildeten Tausende Menschen, vor allem Frauen, hinter einem lebenden Zaun aus Polizisten vor den Haupteingängen des Bahnhofs ein wogendes Spalier, das eine Erregung



ausstrahlte, die Julian sofort in Angst und Schrecken versetzte.

»Sie warten auf die Russland-Heimkehr«, erklärte Gottfried Passauer. »Väter und Söhne, die als Kriegsgefangene in Sibirien waren. Ein Krieg, Julian, ist nämlich nicht aus, wenn eine Seite kapituliert hat oder wenn Frieden geschlossen wurde. Vorbei bedeutet noch lange nicht vorbei. Das ist ein Selbstbetrug. Solange noch jemand lebt, dem als Folge einer Schlacht ein Bein fehlt oder ein Arm und den Phantomschmerzen in die Raserei treiben, solange noch jemand in seinen Träumen aufschreit, weil er Bomben herabstürzen sieht oder die aufspritzende Erde von Granateinschlägen, solange noch eine einzige Frau unvermittelt sprachlos vor sich hinstarrt, weil sie vor ihrem inneren Auge einen Geliebten, einen Sohn, einen Freund sieht, den der Krieg ausgelöscht hat, ja, ich glaube sogar, solange jemand, der den Krieg gar nicht selbst erfahren musste, Verstörungen empfindet, die seine Eltern ihm aus ihren vom Krieg stammenden Verstörungen heraus wie ein Staffelhölz weitergereicht haben, solange ist der Krieg nicht aus. Der Krieg ist hartnäckig, Julian, und seine Folgen langlebig bis zum Exzess.«

Immer wieder waren unterschiedlichste Arten von Schreien und Ausrufen zu hören. Auch Schluchzer in einer Intensität und Variationsbreite, die Julian bisher völlig unbekannt gewesen waren. Diese Geräusche waren Reaktionen auf seit Jahren herbeigeflehte, bei manchen wohl auch mit Bangigkeit oder Furcht erwartete Wiederbegegnungen. Viele der Männer, die fast alle grüne oder braune gesteppte Jacken und etwas zu kurze Hosen aus grobem Stoff trugen,

hatten sich im Laufe ihrer Lagerjahre offenbar so sehr verändert, dass ihre Angehörigen einige Augenblicke lang ungläubig oder unentschlossen dreinblickten, ehe der Blitz des Erkennens in sie einschlug. Dann vollzog sich ein Aufkochen der Emotionen: Weinen in all seinen Nuancen, gurgelnd, stoßweise, stumm und das Zustürzen auf den Heimgekehrten. Als Nächstes ungestüme Umarmungen, die auf Julian wirkten, als wolle man den Geretteten Fleisch aus dem Körper reißen. Jetzt küssten sie einander den Mund, und gestreichelt wurde und wieder aufgeschluchzt, und manche Heimkehrer verhofften in all der Turbulenz plötzlich für Sekunden und schauten nur, wie man in Wien sagt, desperat und schüttelten dann den Kopf und gaben unvermittelt ein animalisches Heulen von sich, in dem sich das aufgestaute Heimweh, die Ohnmacht, die Befürchtungen, die Sehnsuchtsqualen mannigfacher Tage und Nächte einer fremdesten Ferne entluden.

Und in all dem auch für Julian so aufwühlenden Geschehen zeigte Gottfried Passauer auf einen etwa acht Meter entfernten alten Herrn, der, wie ein Säbel leicht gebogen, aus der Menge aufragte. Zum ersten Mal begriff Julian, was es bedeutet, jemanden einen Fels in der Brandung zu nennen, denn diesen alten Herrn umspülten die anderen regelrecht, er aber blieb unverrückbar und zumindest äußerlich völlig teilnahmslos.